



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n.

Die Journalistik ein Friedhof. — Joseph Weigl. — Gyrowek's Memoiren. — Marquis von Sambuy. — Saphir und Pokorny. — Bosco. — Thierquälerei und Vereine dagegen. — Feuern einer Schildwache.

Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung hat unlängst nachgerechnet, daß in den letzten paar Jahren an 88 Generale aus den Reihen des österreichischen Heeres ausgeschieden sind und der Tod eine grausame Ernte hält unter den Helden der letzten Weltkriege; in der That, die Journalistik gleicht jetzt einem Friedhof: in ihren Spalten dehnen sich lange Nekrologe, in denen mitunter ganz andere Dinge zur Sprache gebracht werden, als sie bei Lebzeiten der Verstorbenen zum Vorschein kamen. Einige in diesen Tagen erfolgte Todesfälle habe auch ich zu erwähnen, die ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind.

Der Name Weigl hat in jenem Theile der musikalischen Welt, der nicht ganz nur der Gegenwart hingegeben und ohne kunstgeschichtliches Gedächtniß ist, einen guten Klang und zählt zu den Sternen, deren Glanz einst den hiesigen Kunstzuständen eine so feierliche Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Tonkunst verlieh. Zu Eisenstadt in Ungarn geboren und in Wien der Arzneikunde beflissen, entwickelte der strebsame Jüngling bald ein überwiegendes Talent für Musik, und schon in dem Alter von 15 Jahren hatte er eine kleine Oper: *Il pazzo per forza* vollendet, die ihm den ermunternden Beifall Gluck's und Salieri's erwarb. Unter des Letztern Leitung und mit Albrecht Bergers Beistand widmete sich Weigl fortan der Kunst, nachdem er der Heilwissenschaft für immer entsagt hatte und gewichtige Empfehlungen ihm die Unterstützung des Kaisers Joseph erwarben. In der günstigen Stellung eines k. k. Hofcapellmeisters, welchen Posten er 1806 erhielt, da man ihn an die Residenz fesseln wollte, entfaltete Weigl eine bedeutende Fruchtbarkeit, denn außer zahl-

reichen Kirchensachen und einer Reihe werthvoller Oratorien besitzt man von ihm noch 24 Opern, worunter „Die Schweizerfamilie“, „Das Waisenhaus“ und „Adrian von Ostade“ seine bekanntesten sind und die Kunde über sämtliche Bühnen Deutschlands gemacht, ja selbst auf ausländischen Theatern vielfach Eingang gefunden haben. Dieser einst so gefeierte Dondichter, welcher seit 1813 in tiefer Zurückgezogenheit lebte, ist nun in den ersten Tagen Februars, achtzig Jahre alt, gestorben und ruht auf dem bekannten Währinger Gottesacker, neben Beethoven, Schubert und Seyfried, wo ihm seine Familie einen prachtvollen Leichenstein setzen lassen will. — Es lebt hier noch ein anderer alter Tonmeister, Gyrowetz, der eben damit beschäftigt ist, seine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, und wir wollen hoffen, daß der Tod ihm die Muse gönnen werde, dieselben zu vollenden; jedenfalls dürften diese Denkblätter einen Lebensinhalt umfassen wie wenige und einen bleibenden Platz in der Memoirenliteratur einnehmen. Haydn, Mozart, Beethoven, Gluck, Kanne, Hoffmann, Paganini, die Catalani und noch viele andere Notabilitäten der Kunst und Literatur, der Diplomatie und des Staates treten darin in unmittelbarer, lebendiger Betheiligung auf, abgesehen von dem artistischen Werth einer kritischen Revue über eine achtzigjährige Periode, deren Endpunkte eine der größten Revolutionen im socialen wie ästhetischen Leben umfassen.

In der Nacht des 5. Februar verschied plötzlich, drei Stunden nach der Nachhausefahrt aus einer Gesellschaft, der Marquis von Sambuy, k. sardinischer Gesandter am hiesigen Hofe, 54 Jahre alt, an einer heftigen Kolik, die eine Entartung der Eingeweide zur Folge hatte, nachdem ihm erst vor einigen Monaten sein ältester Sohn ertrunken war. Er wurde mit allen seiner militairischen Würde als Generallieutenant angemessenen Ehren auf den Friedhof geleitet, wohin der Sarg geschafft werden mußte, da einem bestehenden Befehle gemäß, keine Leiche über die bestimmte Frist innerhalb der Stadtmauern bleiben darf, und erst aus der Capelle des Kirchhofs, wo Tag und Nacht einige Priester beteten, wurde der Leichnam nach Italien abgeführt, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden.

Sie haben ohne Zweifel aus den hiesigen Blättern die unerfreuliche Polemik ersehen, welche sich zwischen Saphir und Herrn Pokorny entsponnen hat. Wie man auch sonst von dem Redacteur des Humoristen denken möge, das muß Jedermann gestehen, daß die in der Theaterzeitung abgedruckte Erklärung Pokorny's, weit entfernt eine Anklage Saphir's zu enthalten, eine glänzende Rechtfertigung des geistreichen Journalisten darbietet, indem sie ihm das Zeugniß ausstellt, seine Privatverbindlichkeiten gegen den Theaterunternehmer niemals mit seinen Pflichten als Journalist vermengt und trotz der hohen Achtung, die er für den ehrenhaftesten Charakter und die menschenfreundliche Gesinnung des Directors hegte, die Anforderungen des Publi-

cums an ein öffentliches Institut mit entschiedener Stimme geltend gemacht zu haben. Nur die bornirte Logik und die gefinnungslose Flachheit des Janhagels können von einem Journalisten verlangen, die Interessen der Kunst und des Publicums der persönlichen Dankbarkeit zu opfern, und sogar der gewöhnlichste Verstand wird die Doppelseitigkeit anerkennen müssen, mit welcher man irgend Jemand sehr hochschätzen kann als Mensch und Charakter und ihn doch wieder laut tadeln muß als Talent und Mann eines Berufs, dem er nicht genügen will. Gerade in diesen Tagen vielfacher Anfeindung hat Herr Saphir von Sr. Maj. dem Kaiser die goldene Schriftstellermedaille und von der regierenden Kaiserin eine kostbare Busennadel zum Geschenk erhalten.

Ebenso abstoßend als lächerlich finden wir dagegen das cynische Treiben des Herrn Bosco, der, nachdem sein Charlatanismus an der Uebersättigung des Publicums abgeprallt ist, welches nachgerade dieser Gaukeleien überdrüssig geworden, kein Mittel verschmäht, sich Zuschauer zu verschaffen, und in mehreren hiesigen Blättern, die sich für gutes Geld dazu hängen, auf eine unverschämte Weise um Mitleid fleht, indem er sich in Folge seines Unfalls, den Viele für einen schlaunen Theaterbetrug halten, als einen der öffentlichen Barmherzigkeit würdigen Menschen hinstellen möchte und in rührenden Worten an das gute Herz der Wiener appellirt. Das fehlte noch, daß jeder Gaukler, der sein ohnedem mit leichter Mühe erworbenes Vermögen verschleudert hat, oder des Geldes nicht genug bekommt, am Ende den Hilfslosen pielt und auf die Thränenröthen der Weichherzigen speculirt, um den ohnedem schon so vielfältig geschändeten Wohlthätigkeitssinn der hiesigen Bevölkerung vollends zur Caricatur zu stempeln!

Aus mancherlei Anregungen erhellt, daß höhern Orts die Absicht besteht, das Institut der Vereine gegen Thierquälerei bei uns jetzt in Aufnahme zu bringen, weshalb denn auch Castell und Saphir einen darauf hinielenden Aufruf in den hiesigen Blättern erlassen haben. Man kann nicht leugnen, daß die Rohheit, welche man häufig hiezuorts in der Behandlung der Thiere wahrnimmt, dazu auffordert, auf Erweckung eines humaneren Sinnes hinzuwirken. So stach erst unlängst ein Wirth einem Schafe, das sich verlaufen hatte, aus Bosheit öffentlich mit seinem Taschenmesser die Augen aus und das arme Geschöpf hätte die kurze Spanne Zeit, die es noch zu athmen hatte, unter unsäglichem Schmerzen hinbringen müssen, wenn nicht ein Anderer die humane List gebraucht hätte, das verstümmelte Thier heimlich abzuschlachten und dem grausamen Besitzer zurückzustellen. Besonders verdient auch die Bespannungsart in vielen Gegenden die Berücksichtigung aller Gegner der Thierquälerei, indem unter dieser Form die größte Pein gegen das Zugvieh ausgeübt zu werden pflegt, ohne daß die Peiniger oft selbst die geringste Ahnung davon haben. In sehr vielen Gegen-

den werden nämlich die Zugthiere mittelst eines sogenannten Foches angeschirrt, das dem Ochsen entweder über den Kopf oder über das Genick gelegt wird. Abgesehen davon, daß die Zugkraft in dem Grade vermindert wird, je spitziger der Winkel ist, unter dem die bewegende Kraft zu wirken hat, folglich bei dieser Bespannungsweise ein bedeutender Theil der Kraft vergeudet und dem Thiere eine größere Anstrengung zugemuthet wird, als die wegzuschaffende Last eigentlich erfordern würde, ist auch noch der Umstand zu berücksichtigen, wie widernatürlich und schmerzhaft dem Zugthiere die Nothwendigkeit sein muß, eine Bürde, zu deren Bewegung seine gesammte Körperstärke erforderlich ist, gerade mittelst eines Körpertheiles fortzubringen, der nach der bekannten Organisation des thierischen Leibes, welche im Wesentlichen ganz die des Menschen ist, der edelste und empfindsamste Theil und der Sitz der wichtigsten Lebensorgane ist. Das stiere, hervorgebrückte Auge, die Starrheit des Halses und noch viele andere nicht sogleich ins Auge fallende äußerliche Erscheinungen an dem auf diese Weise gemarterten Thiere beweisen bereits zur Gnüge, wie barbarisch und zweckwidrig diese Bespannung des Zugviehes sei, für das eben nur dieselbe Anspannungsweise paßt, wie sie bei den Pferden allgemein angewandt wird, wobei zugleich die mit der auf den Achsen des Wagens concentrirten Last parallel laufende Zugkraft ungeschwächt bleibt und in ihrer Totalität wirken kann. Am meisten muß es verbrießen, daß bei uns jeder Fortschritt wie auf das Com-mandowort eintreten soll und selbst die beste Sache so lange verpönt bleibt, bis man sich oben durch irgend einen Zufall von der Zuträglichkeit derselben hinlänglich überzeugt hat: die Vereine gegen Thierquälerei haben lange genug das Stichblatt des Witzes bilden müssen, und die Censur ließ die ärgsten Verhöhnungen der in Deutschland wirksamen Vereine dieser Gattung passiren; jetzt mit Einemmale will man uns eine von der Humanität schon längst gebotene Sache, die nur darum nicht zu Stande kam, weil das Polizeiauge in ihr das verhasste Vereinsprincip erblickte, wie eine Beglückung decretiren, um sich vielleicht nachträglich das Verdienst des Instituts zu vindiciren. Unsere Tugenden sind wenigstens unser Eigenthum und können weder durch hohe Billigung erschaffen noch unterdrückt werden.

Bevor man indeß daran denkt, die armen Thiere nicht unnützer Weise zu quälen, möchten wir doch, daß früher noch den Menschen dieser Schutz zu Theil würde und in Zukunft der ruhige Bürger, indem er seinen Geschäften nachgeht und das Geld zu erschwingen sucht, womit er seine Abgaben bezahlt, nicht den Flintenkugeln der Soldateska ausgesetzt sei. Unter dem frühern commandirenden General, dem jetzigen Feldmarschall Baron Wimpfen, erfreute sich die Hauptstadt einer ungestörten Ruhe, ohne daß deshalb die Kugeln in den Gassen herumflogen, allein jetzt hat sich die Ansicht festgestellt, daß nur die

blutigste Strenge die auf die Spitze gestellte Sicherheit zu retten vermöge. Wenn wir aber hören, gegen wen dieser schonungslose Gebrauch der Waffen von Seiten der Schildwachen gemacht wird, so müssen wir wahrlich erröthen über die Sinnlosigkeit einer Härte, der selbst jeder vernünftige Vorwand fehlt. So wurde erst gestern Abends von dem beim Kärnthnerthore stehenden Wachposten auf einen Vorübergehenden geschossen, weil — weil — nun ich schäme mich es auszusprechen, — weil derselbe eine Cigarre rauchte und sie nicht auf das Geheiß des Soldaten wegwerfen wolte!!! Die Kugel des wackeren Schützen flog seitwärts und verwundete einen am Arm seiner Frau gehenden Herrn an der Schulter. Dieser Vorfall hat die allgemeinste Erbitterung hervorgerufen, und selbst in dem nahen Operntheater war die Aufregung außerordentlich. Bei der bekannten Mäßigung der österreichischen Regierung ist mit Zuversicht zu erwarten, daß jugendliche Extravaganzen, die zu nichts Gutem führen können, für die Zukunft unschädlich gemacht werden.

II.

Aus Berlin.

Captatio benevolentiae. — Die neue Austra und die großen Kinder. — Ein Stern am preussischen Himmel. — Die Politik der Zukunft. — Eine königliche Concession. — Der Herr Beobachter. — Zur Geschichte der „guten“ Presse. — Die Landtagsabschiede über die Presse.

Leser Ihrer Zeitschrift, die nicht mit dem übernatürlichen Verstande des „Rheinischen Beobachters“, sondern mit gewöhnlichem Menschenverstande begabt sind, haben es gewiß schon längst gemerkt, daß Ihr Berliner Correspondent von dem „Correspondenten“ nicht Gewerbe macht, sondern nur gelegentlich seine Bemerkungen über das was sich ihm aufgedrängt hat, dem Leser zur Prüfung und weitem Betrachtung vorlegt. Um Neuigkeiten, um eine Art Zeitungsbericht kann es dabei nicht zu thun sein, und ich schmeichle mir, daß es dem Leser nicht unangenehm sein wird, wenn ich mitunter auch auf Dinge die schon vor Wochen geschehen sind, zurückgehe, besonders, wenn die Reihe ihrer Wirkungen noch nicht erschöpft ist. Diesmal will ich versuchen, die meiner Ansicht nach hervorragendsten Ereignisse, welche während der letzten sechs Wochen entweder von hier ausgingen oder die Stadt selbst näher berührten, vorüberzuführen.

Dem Himmel gebührt der Vorrang. Also zuerst ein Wort über die an unserm Himmel gegen Ende des vorigen Jahres gemachte Entdeckung eines neuen Planeten, des zwölften im ganzen Systeme und des fünften unter den sogenannten Asteroiden, deren Entdeckung im zweiten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts begann. Die vier ersten, Ceres, Pallas, Juno und Vesta wurden rasch nacheinander von

Piazzi, Harding und Olbers, 1801, 1802, 1804 und 1807 gefunden; die Entdeckung des fünften blieb dem Jahre 1845 und dem Herrn Postsecretair Hencke in Driesen aufbehalten. Daß der Lauf dieses Neubemerkten Himmelswandlers sogleich fleißig beobachtet und astronomischer Berechnung unterworfen wurde, ist ganz in der Ordnung; aber rührend ist es zu sehen, wie solch ein neues Spielzeug den großen Kindern, unsern lieben Brüdern, zu schaffen macht. Kam da z. B. ein Brüderrhen in der Spenerschen Zeitung und philosophirte darüber, wie die neue Weihnachtspuppe heißen sollte; — Themis meinte es, wäre der allerschönste Name — machte dann auch geschwind mit diesem Namen ein paar artige Zahlenspiele u. dergl.; z. B. die Namen der fünf Asteroiden, wenn man den fünften Themis hieße, enthielten in den römischen Zifferbuchstaben, nämlich

Ceres, PaLLas, IVno, Vesta, TheMIs

die Zahl 1212 (was bedeuten soll: der zwölfte Planet, entdeckt im zwölften Monat); wenn man deren einzelne Ziffern zusammenrechne, gebe es 6, das erste Pärchen gebe 3, und das zweite abermals 3, also hintereinander geschrieben 633, dies zu 1212 gezählt, gebe 1845; somit stecke in den fünf Namen die Notiz: der zwölfte Planet, entdeckt im zwölften Mond des Jahres 1845. Leider ist diese sinnreiche Combination vergeudet. Herr Professor Encke, also ein Neimbruder des Entdeckers, des Herrn Hencke, von diesem zum Namengeber erwählt, taufte den neuen Stern *Astræa*. Und dies zeigt Herr Hencke jetzt öffentlich an, sowie auch, daß seines Herzens Wünsche ganz erfüllt sein würden, wenn ihm die astronomische Welt noch die Liebe thäte, dem Stern einen umgekehrten Anker zum Sinnbild zu geben. In derselben Anzeige betrübt sich der gute Herr Hencke darüber, daß der Stern, der Anfangs wie einer neunten Größe gestrahlt, immer mehr verbleiche und verschwinde, — ja wohl, sic transit gloria mundi — wobei ihm nur das Eine noch Trost gewährt, daß man die *Astræa* nun doch wohl nicht mehr aus dem Bereiche der Beobachtungen verlieren werde, weil — nun warum? — weil, sagt Herr Hencke, „zu seiner Freude ein Meister der höchsten Wissenschaft (nämlich Hr. Encke) der *Astræa* bereits ihren Lauf vorgezeichnet hat.“ Was nicht die Gelehrten Alles können! Sogar den Himmelskörpern ihren Lauf vorzeichnen. Da sieht man, wie wohlgethan es ist, wenn sich die Polizei gut mit den Gelehrten steht.

Inzwischen hat auf Erden einen anderen Stern, und zwar einen Leitstern der „Rheinische Beobachter“ entdeckt; — einen Ordensstern dafür an seine Brust! Was er entdeckt hat ist nichts Geringeres als das preussische Princip. Er, der Beobachter, hat mit seinem von ihm selbst erfundenen „Freisinnigen-Fortschritts“-Tubus vom fernnen Rheine her der preussischen Regierung — er spricht immer von der „Regierung,“ als ob in Preußen eine Abstraction regierte — tief

Grenzboten, 1846. I.

ins Herz geschaut, und da folgende große Entdeckung gemacht: „Was die Regierung anstrebt, ist: die freie Persönlichkeit des Staatsbürgers in den Schranken einer selbstständigen und unbehinderten Staatsgewalt, sowie andrerseits die freie Persönlichkeit des religiösen Bewußtseins in dem Organismus einer unabhängigen Kirche.“ Ueber diesen blüherantenen Unsinn kein Wort! Aber der Mühe werth ist es, darauf zu merken, wie der Rhein. Beobachter mit den Lieblingsphrasen der Gegner die er bekämpft, sich aufstützt: Freiheit, Fortschritt, freie Persönlichkeit, religiöses Bewußtsein! Er bildet sich ein, dem conservativen Princip dadurch zum Siege zu verhelfen, daß er ihm den Rock des verachteten Gegners anzieht. Als ob das nicht gerade hieße, seine Schwäche, seine Blöße bekennen! Die preussische Regierung, sagt der Herr Beobachter, habe deswegen „alle Parteien gegen sich, weil sie ihr Princip unumwunden ausdrückt und mit Entschiedenheit verfolgt.“ Ich bitte Sie um Alles in der Welt. Dergleichen Dinge darf man in Preußen sagen? darf ein Blatt sagen, das sich zum Vorkämpfer der Regierung aufwirft? Die Regierung sei Partei? eine Partei die alle Parteien gegen sich hat? verfolge ein Parteiprincip, das den Principien aller Parteien im Lande entgegengesetzt ist? Bravo, bravo, Herr Beobachter! Und welches ist dies — nach der Entdeckung des Hrn. Beobachters — von der preussischen Regierung unumwunden ausgesprochen (aber wo denn, wie denn, durch wen denn ausgesprochen?) und mit Entschiedenheit verfolgte Princip? „Die freie Persönlichkeit des Bürgers in den Schranken einer unbehinderten Staatsgewalt“ — das Sonnenlicht im Innern eines fensterlosen Hauses. Bravo, bravo! „Wir möchten“ — heißt es weiter — „dieses Verfahren“ — nämlich das unumwundene Aussprechen (welches nur der Herr Beobachter vernommen hat) und das entschiedene Verfahren dieses (vom Herrn Beobachter erfundenen) Principis — „die Politik der Zukunft nennen, weil es sich hier zum ersten Male um ein offen ausgesprochenes und wahrhaftes Princip handelt.“ Doch genug des offen ausgesprochenen und wahrhaften Unsinn, welchen der Herr Beobachter einer verständigen Regierung andichtet, deren Mitglieder solches Zeug doch schwerlich lesen können, ohne zu — lächeln.

In einem anderen seiner vortrefflichen Aufsätze versichert der Herr Beobachter: „In den Landtagsabschieden liege diesmal eine Concession (!! hört! hört!), und zwar eine so große, daß die liberalen Zeitungen (speciell: die kölnische) sie nie verstehen werden.“ Bravo, bravo, Herr Beobachter! Also die preussische Regierung macht Concessionen? macht dem Liberalismus Concessionen? und es ist ein Ruhm für sie, Concessionen zu machen? Eine Concession! eine Concession! mein Königreich um eine Concession! Der Herr Beobachter verwechselt augenscheinlich die preussische Regierung mit sich. Was der Herr Beobachter als eine so große Concession ansieht, ist nichts

anderes, als: „das Versprechen einer Landesynode der protestantisch-preussischen Kirche; und — diese ist der Weg zu einem neuen Leben der Kirche, dieses aber führt den Sieg über alle glatten Schwäger und alle jesuitischen Ohrenbläser mit sich.“ — Kaum waren die Landtagsabschiede erschienen, so zankte der Rheinische Beobachter mit der liberalen Presse, daß sie keine tiefeingehende Kritik derselben liefere. Als ob Se. Majestät der König die Landtagsabschiede erliesse, damit sie von der liberalen Presse kritisiert würden! Wenn die liberale Presse Anlaß findet, sich über die Landtagsabschiede zu äußern — obgleich sie das auch eben so gut unterlassen kann, denn was ist dadurch zu erreichen? — nun wohl, dann möge der Herr Beobachter sie widerlegen! Aber wie darf er sie zu solchem Kritisieren herausfordern, sie herausfordern, „die praktische Nichtigkeit so vieler in Frage kommenden (in Frage kommenden? Die Landtagsabschiede sind ja „Abschiede“, Bescheide, Entscheidungen) Punkte zu prüfen“? Aber es ist nur zu natürlich, daß der Herr Beobachter auf diese Weise die liberale Presse stachelt: er lebt ja nur von ihr; aus der Fehde mit ihr zieht er all seine Nahrung; alles, was er ist, das ist er durch sie, theils indem er gegen sie geifert, theils indem er sie plündert: — denn alles verdankt er ihr, nicht bloß die Stichwörter, sondern selbst die Wendungen, z. B. wenn er versichert: „Die Landtagsabschiede machen in unserer Hauptstadt durch ihre einfache und versöhnliche (versöhnliche?!) Sprache einen sehr guten Eindruck.“

Die Leser der Grenzboten, die meine Weise schon kennen, werden nicht glauben, daß ich den Rheinischen Beobachter als einen Gegner betrachte, mit dem ich mich herumzuschlagen hätte. Nichts weniger; er dient mir nur als Studium; ich nehme nur dann und wann Gelegenheit, neue Züge von ihm nachzutragen, um sein Porträt zu vervollständigen. Von Anfang an habe ich die künstliche Schöpfung einer — wie man es nun nennen will — „loyalen“ oder regierungsgemäßen Presse (vergleichen, wie es scheint, auch in Sachsen jetzt versucht wird), für einen seltsamen Mißgriff gehalten, und die Erfahrung, welche uns die in diesem Sinne wirkenden preussischen Organe zu machen geben, bestätigt meine Ansicht ganz vollkommen. Conservativ nennen sich diese Organe mit Unrecht, denn sie zeigen, daß es ihnen um die Conservierung von nichts Anderem, als der Unantastbarkeit jedweder Regierungshandlung — und sei es allenfalls auch nur die eines Kanzleiboten — zu thun ist; wenn die Regierung einmal revolutionirte, so würde die Revolution selbst im Munde jener Blätter conservativ sein. Aber lassen wir die Nicknamen der Parteien; um diese ist es immer ein müßiger Streit.

Die Presse durch die Presse bekämpfen — das ist eine Vorstellung, die sich leicht einschmeichelt. Es ist auch etwas daran, wenn es sich um einzelne Maßnahmen, Entschlüsse, Gesetze und dergl. han-

delt, wo kein Sonderinteresse und kein widerstrebendes Princip im Spiele ist, wo Gründe gegen Gründe streiten, Gründen von den beteiligten Parteien Gehör gegeben wird, und endlich Der vielleicht den Sieg davon trägt, welcher die besten, überzeugendsten, einschmeichelndsten Gründe vorgebracht hat. Aber principiell einander entgegengesetzte Parteien kämpfen vergeblich mit Gründen gegen einander. Der Schwächere, der Unterdrückte pflegt sonst gewöhnlich die Forderung an den Mächtigeren und Unterdrücker zu stellen: widerlege mich doch, du widerlegst mich schlecht mit Gewalt, mit Gründen widerlege mich! Die gewöhnliche Antwort ist aber immer nur wieder Gewalt; und es ist gar nicht anders möglich, denn die theoretischen Widerlegungen verfangen nichts, eben wegen der principiellen Verschiedenheit. Jetzt da wir Regierungen zu dem Versuche greifen sehen, die Presse durch die Presse zu bekämpfen, zu entwaffnen, anstatt sich der Regierungsgewalt dazu zu bedienen, ist dies ein untrügliches Zeichen, daß das früher unberechtigte, nur mit List oder Todesverachtung hier und da hindurchbrechende oppositionelle Princip stark genug geworden, um die Vertreter des herrschenden Principis selber an dessen Unfehlbarkeit und Unererschütterlichkeit irre zu machen: sie wagen den gefährlichen Schritt den Gegner, das oppositionelle Princip, in dessen eigenem Lager anzugreifen. Der Gang, welchen dieser Versuch in Preußen genommen hat, ist in hohem Grade lehrreich. Anfangs wirkte nur die Literarische Zeitung gegen die oppositionelle Presse. Damals fühlten sich die Vertheidiger des herrschenden Principis noch ganz auf der Höhe der Macht; die freiere Bewegung der oppositionellen Presse war, so zu sagen, eine octroyirte, und es konnte noch scheinen, als würde sie eben so leicht wieder zu ersticken sein, als sie entzündet worden war. Die Literarische Zeitung that nur was diesem Standpunkte gemäß war, indem sie die liberale Presse, anstatt sich auf Gründe mit ihr zu duelliren, von oben herab heruntermachte, aushunzte und kurzweg — den Staatsbehörden denuncierte. Dann kam die Königsberger Allgemeine Zeitung, welche jetzt in die „Zeitung für Preußen“ umgeschaffen ist. Diese trachte nicht auf dem hohen Pferde der Literarischen einher; sie stellte sich schon auf gleichen Boden mit dem Gegner, sie warf ihm den Handschuh hin, sie ließ sich auf Discussion ein. Aber sie war noch durchdrungen von der richtigen Einsicht, daß eine Discussion bei ungleichen Principien unmöglich ist; was sie that, war daher dies, daß sie von vornherein jede Opposition, die sich nicht innerhalb des herrschenden Principis, innerhalb der vom Könige gesetzten Schranken hielt, für unberechtigt erklärte und ernstlich vom Kampfplatze zurückwies. Ich habe die Meinung der damaligen liberalen Presse über dieses Organ nie getheilt, ich habe den Standpunkt und die Leistungen desselben sehr achtungswerth gefunden. Aber seine Zeit ist vorüber. Es ist jetzt die Zeit des Rheinischen Beobachters.

Dieses Organ fing an, mit dem oppositionellen Standpunkte zu buhlen, anstatt ihn strenge auszuschließen; es griff zur List: es nahm die Maske des gegnerischen Principis vor, um sich in die Gemüther einzuschmeicheln, um sich einzunisten und an die Stelle dieses Principis unvermerkt das seinige zu setzen. Der Rheinische Beobachter dachte: was die Menschen befißt, ist die Phrase; schöne Wortklänge, ergreifende Redensart wecken die Sympathie: gebrauchen wir die, welche beliebt sind! und schmuggeln wir unter ihrer Decke unser Princip in die oppositionellen Kreise ein, oder sorgen wir wenigstens, daß wenn das Princip dieser letzteren sich weiter ausbreiten will, es die Stelle schon von seinem Doppelgänger mit der liberalen Frage und dem loyalen Herzen eingenommen finde! So führt denn nun der Rhein. Beobachter stets den „freisinnigen Fortschritt“ und den „wahren Fortschritt“, und die „wahre Freiheit“ und den „Staatsbürger“ und die „freie Persönlichkeit“ und das „Bewußtsein“ und die „selbständige, organische Entwicklung“ und dergl. m. im Munde. Der Rheinische Beobachter ist in einem unheilswangeren Irrthum befangen. In die Grube, welche er der oppositionellen Richtung gräbt, stürzt nur er selbst hinein. Er hat darin ganz Recht, daß die große Mehrzahl der Menschen sich führen und leiten läßt, und daß die großen Phrasen die Gängelbänder sind, an denen die ausgewachsenen Kinder geleitet werden. Aber er übersieht eines, nämlich den wichtigen Umstand, daß sich diese großjährigen Kinder nicht wollen von dem ersten besten alten Weibe leiten lassen, sondern daß sie sich, bevor sie mitgehen, erst den Führer, dem sie folgen sollen, befehlen. Es ist nicht gleichgültig, wer von Fortschritt, Freiheit, Selbstständigkeit und dergl. spricht. Diese Worte werden in anderem Munde zu anderen Worten, und Die welche er gern gewinnen möchte, schlagen ihm ein Schnippchen und sagen: Freund! mit Speck fängt man Mäuse! nicht? wir riechen aber deine Falle durch den Speck. Deine Freiheit ist nicht unsere Freiheit; dein Fortschritt ist nicht unser Fortschritt; deine „Concessionen“ wollen und brauchen wir nicht; geh nur, geh! du blamirtest dich und das Princip das du gern herausstreichen möchtest. — In dem Verfahren des Rhein. Beobachters liegt die gefährlichste Anerkennung des feindseligen Principis versteckt; er verachtet und denunciirt die öffentliche Meinung nicht mehr, er perhorrescirt sie nicht mehr, er sucht sie nicht mehr zu belehren, zu bessern, er lockt, er ködert, er liebkost, er streichelt sie, er accomodirt sich ihr, er borgt von ihr selbst die Waffen mit denen er gegen sie kämpfen will, Waffen auf deren Gebrauch er sich schlecht versteht und die, ungeschickt angegriffen, nur ihn selbst verwunden. Aber nicht nur ihn selbst. Er schlägt dem Princip welches er durchzusetzen wünscht, er schlägt sogar unmittelbar der Staatsverwaltung, die er zu vertheidigen im öffentlichen Urtheil zu heben meint, die bösesten Wunden. Denn wenn er

das für sich allein thäte, daß er dem herrschenden Princip das Recht vergiebt, hoch erhaben über alle Angriffe und unverlegbar dazustehen, so würde er höchstens nur sich lächerlich machen; so aber wird er mit der Regierung identificirt, und jede Schlappe die er davon trägt, dient dazu, das Ansehen der Staatsgewalt zu verkümmern. Die constitutionelle Partei in Deutschland hat lange in der Täuschung gelebt, deren Opfer z. B. Sylvester Jordan geworden ist, in der Täuschung, welche dieser Professor — denn etwas anderes war er im Grunde nie — durch den Prunknamen eines „Systems der Reformen“ verherrlichte, der Täuschung nämlich, daß sich ein dem herrschenden Princip entgegengesetztes Princip auf dem Wege organischer Umbildung und gleichsam natürlicher Metamorphose herausarbeiten ließe. Seltzam, wenn nun dieselbe Täuschung auch auf der andern Seite, der des herrschenden Principis selber, den Blick der Lenker umnebelt und sie glauben macht, daß sich ein feindliches Princip hinwegdociren und hinwegwischen lasse. Nein! so weit die Geschichte reicht, ist der Kampf der Principien überall und immer nur durch Gewalt entschieden worden. In einer mit den preussischen Landtagsabschieden veröffentlichten Denkschrift der Minister des Innern und der Justiz heißt es am Schlusse: „Es steht zu hoffen, daß der schon jetzt schwindende Reiz an den Erzeugnissen einer die Literatur herabwürdigenden Schriftstellerei seine Kraft immer mehr und in so weit verlieren wird, daß dergleichen Producte die verdiente Nichtachtung finden. Das höher gebildete Publicum hat dazu selbst das Mittel in der Hand, von dem weniger gebildeten Theile der Gesellschaft aber muß der Staat wenigstens versuchen, das Gift fern zu halten.“ Dagegen wäre gewiß nichts einzuwenden, wenn nur die Unterscheidung zwischen den gesunden Gewächsen und dem geistigen Unkraut einen festen Canon hätte, wenn man nur immer gleich wüßte, was in Gift aufschiesse und was noch zur schönen Zierblume oder zum heilsamen Kraute werden wird, und wenn sich eben die Presse sowie ein Gartenbeet jäten ließe, oder wenn man Mittel hätte, zu bewirken, daß das was den „Gebildeten“ nicht schadet, die „weniger Gebildeten“ nicht erreiche. Aber ist denn überhaupt eine „die Literatur herabwürdigende Schriftstellerei“ so staatsgefährlich? Gewiß nicht. Gefährlich ist nur die Schriftstellerei, der das entgegengesetzte Princip die Feder spitzt und die Hand führt. Dies finde ich in einem der Landtagsabschiede auch richtig anerkannt. Es heißt da: „Wir verkennen nicht, daß der gegenwärtige Zustand der Presse insofern noch einer Verbesserung bedarf, als von einem Theile der Presse fortgesetzt Versuche gemacht werden, die ihr zum Schutze der öffentlichen Ordnung gesetzten Schranken zu durchbrechen und diesen Versuchen nicht stets rechtzeitig begegnet werden kann.“ Das ist eben das feindliche Princip. „Sollte dieser Uebelstand,“ heißt es weiter, „dahin führen, die Nothwendigkeit einer durch-

greifenden legislativen Abhülfe anzuerkennen, so würde solche nur mit Zustimmung des deutschen Bundes ausgeführt werden können, und bleibt es unserer Erwägung vorbehalten, ob und wann dieserhalb Einleitungen zu treffen sein möchten.“ — Einstweilen sind „zur Herstellung eines gleichmäßigen Verfahrens in der gesammten Monarchie“ durch Cab. Ordre vom 5. Dec. 1845, die Bundesbeschlüsse vom 5. Juli 1832 auch auf die Provinzen Preußen und Posen ausgedehnt worden.

Ich breche hier ab, um im nächsten Briefe fortzufahren. Etwas über die schlesischen Unterstützungsvereine und über die gegen die Noth der Weber und Spinner daselbst angewandten Regierungsmaßregeln werde ich, Ihrem Wunsche gemäß, später folgen lassen.

III.

U n s M a i l a n d .

Die Stagione. — Ueberwiegen der französischen Litteratur. — Buchhandlungen und Buchdruckereten. — Belebte Phsyiognomie der Stadt.

Die Stagione hat die Ansprüche des hiesigen Publicums diesmal in keiner Art befriedigt, und schon die erste Novität, mit welcher das Theater della Scala eröffnet wurde, ein Ballet nebst einem Singspiel machte gänzlich Fiasco. Sehr tadelnswerth war das Verhalten der Polizei, welche bei der zweiten Vorstellung das Pischen und Pfeifen untersagte und das Parterre mit Gensdarmarie erfüllte. Fortwährender Applaus erreichte denselben Zweck, und die Vorstellung unterblieb. Man muß die leidenschaftliche Vorliebe des Mailänders für Alles, was das Theater betrifft, kennen, um die fanatische Wuth zu begreifen, mit welcher das Publicum das Urtheil der Verdammung über eine mißfällige Piece auszusprechen pflegt; der Sohn des Nordens kann diese Unerbittlichkeit des Grolls, diese criminalistische Strenge des kritischen Spruchs nicht fassen und fühlt sich abgestoßen von der rauhen Heftigkeit, womit sich hier das Mißfallen kund gibt. Eben so wenig wird sich aber das transalpinische Publicum jemals zu jener Bewußtlosigkeit des Entzückens, zu jener Höhe des Enthusiasmus hinaufschrauben können, welche der Beifall in den Räumen eines italienischen Theaters anzunehmen im Stande ist. Auffallend bleibt es, wie zahlreich die diesjährige Stagione in verschiedenen Städten der Halbinsel in Misereudit gekommen, denn auch in Benedig, in Cremona und andern Orten Oberitaliens hat sich das Gefühl des Unbefriedigtseins auf eine ganz unzweideutige Weise ausgesprochen. Es wäre ungerecht die Ursachen lediglich in der kümmerlichen Natur der Tonschöpfungen zu suchen, womit kleine Geister wie Verdi gegenwärtig die Opernbühnen überschwemmen, wenn auch

zugegeben werden muß, daß der Contrast des jetzigen Zustandes der dramatischen Musik in Italien mit der bedeutsamen Vergangenheit derselben allerdings empfindlich genug ist, um eine Aufwallung des Unwillens, den Schmerz der Täuschung zu rechtfertigen. An diesem Gegensatz zwischen Einst und Jetzt leidet die ganze europäische Kunstwelt, und er wird in Paris und Wien eben so schneidend empfunden, als hier und in Neapel. Darum glaube ich, der tiefere Grund dieser ersten Strenge, welche sich namentlich im nördlichen Italien den musikalischen Theatererscheinungen gegenüber in der jüngsten Zeit offenbart, sei wohl auch noch wo anders zu finden, als in dem kritischen Bewußtsein des Volkes, das sonst nicht allzu stark scheint, und es drängt sich unwillkürlich die Ueberzeugung uns auf von dem Einfluß des hyperboräischen Geistes, der von jenseits der Berge hereinflutet und eine allmähliche Modification des vorherrschend ästhetisch gestimmten Nationalcharakters zu bestimmen scheint. Der politische Ernst sitzt wie ein drohender Rübzahl auf den Firnen der Alpen und verscheucht den seligen Leichtsinns jener harmlosen Theaterlust, die ja auch früher in Deutschland so in Blüte stand, und möchte den nur in krankhaften Verhältnissen ausschließlich den Muses und Grazien dienstbar gewordenen Geist der Nation zu jener Energie und Universalität zurückführen, welche sie einst in den herrlichen Zeiten des Mittelalters, in der Periode der Medicäer, der Dogen und Sforza's besessen hat.

Man darf sich indeß keinen Augenblick der Täuschung hingeben, als sei unter dem Geiste, dessen Einwirkungen den italischen Nationalcharakter umzugestalten drohen, etwa der germanische gemeint, der Geist deutscher Wissenschaft und Literatur. Deutschland ist in Italien in geistiger Beziehung zu wenig repräsentirt, ganz abgesehen von der klaffenden Divergenz des volksthümlichen Geistes, als daß es hier in einem andern Sinn, denn in materieller Bedeutung, als politische Zwangsmacht, aufgefaßt und beurtheilt werden könnte. Die französische Literatur besitzt in Italien ein förmliches Monopol, wie schon aus der großen Anzahl der Uebersetzungen französischer Schriftsteller und der höchst bedeutenden Einfuhr französischer Schriftwerke hervorgeht. Besucht man z. B. das Lesecabinet der Società d'Incorraggiamento di scienze e bell'arti, das größte in Mailand und von der Elite der Intelligenz gestiftet, so findet man neben 17 politischen Blättern in verschiedenen Sprachen, 45 französische Journale, während nur 42 italienische, 10 englische und 8 deutsche vorhanden sind. Bei der politischen Herrschaft der Deutschen in Oberitalien ist dieses Verhältniß gewiß höchst bezeichnend für die Wurzellosigkeit der österreichischen Regierung in der Sphäre der Intelligenz.

Im Uebrigen besitzt unsere Stadt einen ansehnlichen Geistesapparat in ihren 33 Buchdruckereien und 32 Buchhandlungen, welcher

vorderhand freilich nicht angemessen beschäftigt wird, so daß die Jahresbilanz in literarischer Hinsicht erschrecklich ausfallen müßte. Mailand zählt gegenwärtig an 150,000 Einwohner, die zahlreich anwesenden Fremden und die ziemlich starke Garnison mit gerechnet, für welche 196 Caffeehäuser ihre gastlichen Räume offen halten; 200 Musiklehrer für die Propaganda der welschen Musik und des welschen Gesangs, welche förmliche Handelsartikel geworden sind, und 10 Theater machen es den Leuten nicht schwer, ihren Kunstsinne zu befriedigen; 24 Omnibusse, deren wohlthätige Existenz sich desto fühlbarer macht, wenn man von Wien kommt, das sich noch nicht zu dieser für jede größere Stadt so nothwendigen Erfindung der modernen Gesellschaft emporgeschwungen hat, durchkreuzen die prachtvollen Straßen nach allen Richtungen und verleihen der Stadt jenen regsamem Anblick, jenes wimmelnde Geschäftsleben, das Mailand beinahe als eine nordische Stadt erscheinen läßt.

IV.

Ausganz.

Veränderte Zustände. — Die neuen Statuten der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft. — Musikverein und Liedertafel. — General Schneider.

Durch die lebhaftere Dampfschiffahrt auf dem mächtigen Strome, der die Mauern unserer freundlichen Stadt bespült, sind wir seit einigen Jahren mehr und mehr in das größere Welttreiben hineingezogen worden und die Folgen dieser veränderten Stellung treten bereits in den vielfältigsten Lebensbeziehungen und in zahllosen Neuerscheinlichkeiten an's Tageslicht. Die an allen Orten auftauchende Eleganz verdrängt allgemach die plumpe, aber ehrenwerthe Solidität des alten Bürgerthums, die Vergnügungssucht mit ihren rauschenden Freuden tritt an die Stelle der stillen Häuslichkeit, und Handel und Wandel gewinnt an Regsamkeit und Ausdehnung. Wer möchte in Abrede stellen, daß diese Metamorphose, die besonders für denjenigen sehr fühlbar ist, welcher schon in der früheren Periode anfassig gewesen und alle Phasen der Umwandlung mitangesehen hat, manches Treffliche und Löbliche aus den Sitten und Zuständen der Bewohner vertilgt hat! Allein der Verlust wird wieder aufgewogen durch den Aufschwung der gesammten Lebenshätigkeit und die nothwendige Modernisirung der verrotteten und eingerosteten Verhältnisse, welche mehr oder minder sämmtlich des frischen Odems der Gegenwart und ihrer Bestrebungen entbehrten und lediglich das dumpfe Resultat eines abgelaufenen Civilisationsprozesses waren.

Die Donau ist die Lebensader dieser Verjüngung, und namentlich sind es die schnaubenden Boten der Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche die Zeitung der Welt, den Gedanken der modernen Gesellschaft

an unsere Gestade bringen. Darum berührt auch jede Veränderung in der inneren oder äußeren Verfassung des dieselbe leitenden Actienvereins unser eigenes Interesse und fordert unsere Kritik heraus. Die neuen Statuten, die bereits die Allerhöchste Sanction erlangt haben, sind so bezeichnend für den Geist, der sich im Schoße der Gesellschaft herausgebildet hat, und die dämonische Macht der Geldaristokratie schaut aus ihnen, wie eine böse Wassernixe, so deutlich hervor, daß die praktischen Consequenzen wohl kaum lange ausbleiben werden. Ob die Gesellschaft dadurch an gesunder Kraft und populärer Nützlichkeit wirklich gewonnen habe, möge die Zukunft und der Erfolg entscheiden; so viel läßt sich aber schon jetzt sagen, daß die an den Besitz von 10 Actien gebundene Stimmfähigkeit in der Generalversammlung, welche vordem bereits durch 5 Stück Actien erworben wurde, die Leitung der Gesellschaftsinteressen für die Folge lediglich in die Hände der großen Geldleute bringt und die kleinen Capitalisten zu geldschwizzenden Heloten herabwürdigt, die froh sein müssen, wenn man so gnädig ist, und ihr gutes Geld annimmt, während ihnen über die nützlichste Verwendung desselben keinerlei Einsprache gestattet wird. Auch die neu-geschaffene Stelle eines Betriebsdirectors, dem ein weiter Spielraum gelassen ist und der bloß dem Ausschusse verantwortlich bleibt, erregt mancherlei Bedenken durch seine diktatorische Machtvollkommenheit und die Ausschließung der mindern Interessenten.

Flüchten wir uns in das heitere Reich der Töne! wo jeder Mißgriff zwar auch einen Mißton hervorbringt; aber die musikalischen Mißgriffe sind nicht so schädlich, und der falsche Ton entflieht mit der Secunde, die ihn gebar, indeß die Mißklänge des praktischen Lebens viele Jahre hindurch nachwirken und das Glück mancher Familie zerstören. Unser seit 26 Jahren thätiger Musikverein hat einen modernen Ableger erhalten, eine Liedertafel nämlich, die nach dem Muster d.s. Männergesangsvereins in Wien organisiert ist, und der wir bloß ein volleres Leben und eine freiere Gestaltung wünschen müssen, als die dem Schwesterinstitut in der Residenz beschieden zu sein scheint. Seine erste öffentliche Probe legte er in einem Concerte ab, das zum Vortheil des unter der Leitung der barmherzigen Schwestern stehenden Krankenhauses Statt fand, und die Wirkung der effectreichen Chorgesänge befriedigte jede Erwartung.

Seit einiger Zeit ist man auch mit der Stiftung eines Vereins gegen Thierquälerei hervorgetreten, der sich in einer umfassenden Weise constituiren will, so zwar, daß hier ein Centralcomité errichtet würde, während in allen übrigen Städten und Flecken der Provinz Filialcomités aufgestellt werden sollen. Was bei dieser Sache einigermaßen auffällt ist der Umstand, daß man in früherer Zeit von Seite der Regierung nicht nur jede Anregung zur Gründung solcher Vereine vermied, sondern sogar noch obenein das dahin gerichtete

Bestreben einzelner Menschenfreunde vollständig paralytirt, ja sogar mittelst der Censur jede Aeußerung zu Gunsten dieses Institutes unterdrückte, dagegen jede Verspottung desselben duldete. Jetzt scheint man anderer Gesinnung zu sein, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Anregung diesmal von oben ausgegangen ist, zumal wir hören, daß gleichzeitig auch in Wien ein solcher Verein ins Leben treten soll.

Hier ist in den letzten Tagen der Feldmarschalllieutenant Baron Schneider von Arno ein tapferer Soldat und tüchtiger Charakter von Schwäbischer Derbheit, gestorben. General Schneider war ein geborner Borarlberger, diente von der Fahne auf und wurde erst durch die Verleihung des Maria Theresienordens baronisirt. Seine originelle Geradheit, die sich vor Niemand beugte, ist die Quelle zahlloser Anekdoten geworden, wie denn überhaupt Schneider eine der bekanntesten Persönlichkeiten der österreichischen Armee war. Im Jahre 1813 kommandirte Schneider als Oberst das Jägerbataillon, welches eine der wichtigsten Verschanzungen von Dresden zu erstürmen hatte. Als die Stürmenden an den Pallisaden des Grabens anlangten, und Schneider wegen seiner außerordentlichen Dickleibigkeit nicht hinaufklettern konnte, warf er, schnell gefaßt, seinen Hut in das Innere der Redoute, indem er seinen Leuten zurief: Kameraden! den Hut müssen wir doch herausholen! — Als seine Gattin gestorben war, und ihm nun die Last der Erziehung zweier unmündiger Knaben zufiel, beschloß er im Gefühle seiner pädagogischen Unfähigkeit sich an den Kaiser zu wenden, damit dieser die mutterlosen Knaben einer militärischen Erziehungsanstalt übergebe. Ein guter Soldat, sprach der General zu dem Kaiser Franz, ist in der Regel ein schlechter Schulmeister. Der Monarch versicherte den Bittsteller seines Wohlwollens, und verhiess Berücksichtigung seines Anliegens; allein General Schneider begnügte sich mit diesem allgemeinen Versprechen nicht, sondern war fest entschlossen, seine Kinder nicht mehr nach Hause zu bringen. Er setzte die beiden Jungen auf zwei an der Wand des Audienzimmers stehende Sessel, während er sie zugleich nochmals der Fürsorge Sr. Majestät empfahl und die Hofburg verließ. Der Kaiser lachte über die kurze Weise des Bittstellers, zur Erfüllung seiner Wünsche zu gelangen, und übergab die verblüfften Knaben seinem Adjutanten, der sie in die Militärakademie zu Wiener Neustadt sandte.

V.

Levin Schücking.

(Gedichte. Bei Cotta. 1846.)

Levin Schücking hat sich bereits auf mannichfachen literarischen Gebieten, als Erzähler wie als Kritiker, nicht ohne Glück versucht, und immer ein Talent von angenehmer Form und seinem Geschmack

beweisen. Einzelne Gedichte von ihm in Zeitschriften hie und da verstreut, stellen seinen Namen in die Reihe der neuromantischen Rheinlyriker, deren originellste und ausgeprägteste Gestalt die Freiligrathsche Muse ist. Wir haben jetzt eine Sammlung von Schückings Gedichten vor uns liegen, und da in einer solchen stets mehr oder weniger die ganze Persönlichkeit, die ganze Höhe oder Tiefe eines Talents sich zu enthüllen pflegt, so kann man sich wohl schon ein unumwundenes Urtheil über den Verf. erlauben.

Der Dichter ist wie in einem Zauberkreise von romantischen Traditionen gefangen, den er nicht durchbrechen kann. Rings um die „Klaufe“ seiner Phantasie ragen verfallene Burghöfe, unvollendete Dome, mittelalterliche Abteien, verklärt vom blauen Duft der Erinnerung, belebt von fabelhaften Helden, von Ritterfrauen mit dem Edelfalken auf der Faust, von träumerischem Blocken- und Orgelspiel. Er schweigt in dem romantischen Halbdunkel, welches die bunten Bilder durch die Scheiben seiner Klaufe werfen, er träumt die Träume der Tradition noch einmal und sinnt dem verhallenden und verhallten Geläut aus alten Zeiten nach. Er hört auch von den Kämpfen der modernen Welt, die außerhalb seines Kreises vorgehen, von dem „doppelschneidigen Wort,“ von den Zettlagern der Parteien, den Thaten des „Gedankens“ u. s. w., aber, wie Barbarossa darf er „nicht hinab in die Lande gehen,“ wo die „Freiheitssonne sprüht,“ wo sie „vor festen Thürmen mit der Worte Hämmern liegen.“ Warum darf er nicht? Wie glauben, der wahre Grund verräth sich darin, daß der Verf. um das Poetische in den modernen Bewegungen zu sehen, sich dieselben in die Farbe und das Gewand seiner traditionellen Traumwelt kleiden muß. Die Dinge müssen wunderbar aussehen, der Zeitruf muß klingen wie aus Ronceval, die Zeithelden müssen keckbehelimte Rolande sein und ihr Schwert muß heißen Durindane. Selbst das begeisterte Gedicht an einen Mann der Gegenwart, an Daniel O'Connell, was feiert es an dieser Erscheinung als groß und herrlich? Die romantische Färbung, die der Mann aus der Ferne hat. „Durch die Nebelschichten seiner Berge“ sieht ihn der Dichter schreiten, einen „Riesen in der Zeit der Zwerge“; einen „Königshelden des längstverschollnen Schlags, wie ihn die Sagen seines Volkes feiern“; er schlägt die „Harfe Irlands,“ daß „Donnegals Felsen 'ttern.“ — Als Mantel liegt um seine Brust geschlagen

Der Stolz Erins, der dunkelgrüne Sammt,
Den seine Haine, seine Thäler tragen. (!)

Endlich läßt sich O'Connell mit dem Daniel des alten Bundes vergleichen, denn um ihn liegen —

„Englands zornige Löwen
Und kochen Zuth, daß sie sich schmiegen müssen.“ —

Das sind sehr schöne Bilder, aber sie sprechen nur zur Phantasie, nicht auch in Herzen, nicht zur ganzen Seele, sie drücken nicht aus,

was D'Connell ist, sondern malen nur, wie er im Licht einer romantischen Einbildungskraft sich ausnimmt. Dies ist übrigens ein Fehler, den Schücking mit den meisten modernen Poeten theilt.

Wir machen dem Verf. keinen Vorwurf daraus, daß er nicht Tendenz- oder Parteidichter ist. Man kann dem vollen Leben der Gegenwart angehören, ohne die Kunst zu verläugnen oder durch tendenziöse Absichtlichkeit zu trüben. Dies gerade ist ja die Aufgabe des Dichters. Die Gegenwart an sich ist eben so wenig profaisch wie die Vergangenheit. Wir machen ihm auch keinen Vorwurf daraus, wenn er die Vergangenheit besingt, sondern wenn nur ihre verschwimmenden fernblauen Umrisse seine Poesie bilden. Es kommt nie auf das Was, sondern auf das Wie an. Eine gewisse Halbheit, die den Dingen nicht recht zu Leibe geht, scheint uns daher eine Hauptschwäche dieser Lyrik, welche sonst so viele Züge der Lieblichkeit und so viele harmonische Klänge hat. Nachdem wir unsern Tadel in der Hauptsache unumwunden ausgesprochen haben, freut es uns doppelt, daß wir auch aufrichtig loben können.

Der romantische Hang des Verfassers ist kein gemachter, und nur wo er Modernes in die Poesie des Vergilbten kleiden will, wirkt er, wie Decorationsmalerei auf uns. Wer das reizende Gedicht „Jugenderinnerungen“ oder „der Burghof“ liest, wird erkennen, daß der Dichter in seiner Romantik nur den natürlichen Einflüssen einer eigenthümlich und glücklich verlebten Jugend folgt. Daher erhielt sich ihm die Lust, träumerisches Stilleben in Wald- und Ruineneinsamkeit zu zeichnen. Als Knabe, die grüne Tanne in der Faust, auf dem steinernen Leuen reitend, da hatte er naiven Glauben an die alten Traditionen, da waren sie ihm ein Lebendiges und Gegenwärtiges; und wo er, im Sinn dieses Glaubens, singt, ist er ungemein glücklich und wahr. Denselben Eindruck poetischer Wahrheit machen die Momente des Erwachens, wo das Bewußtsein und die Erkenntniß mit der Sympathie für die Heiligthümer der Kindheit kämpfen. „Das alte Stift,“ „Beim Hochamt,“ „Kirchenmusik“ sind drei ergreifende Gedichte, denn sie schildern einen Schmerz und Kampf, den die ganze religiöse Welt einmal durchmachen muß. Freilich erfahren wir nicht den Ausgang und das Resultat dieses Seelenstreites, unser Dichter scheint sich an dem poetischen Schimmer der sinkenden Glaubenswelt zu halten und damit über alle Zweifel zu beruhigen; denn in der auf jene Gedichte folgenden „Fahnenwahl“ entscheidet er sich für Gottestreue und Poesie; eine Wahl, die sich von selbst versteht; eine Fahne, die in allen Lagern erhoben wird.

Unter den Liebesliedern verdienen „Warst Du im Wald,“ „Waldsprüche“ u. a. besonders hervorgehoben zu werden. Größer, als das rein lyrische, scheint uns das lyrisch-epische Talent des Verfassers. „Herzog Ludwig vor Augsburg“ ist eine sehr erquickliche

Ballade, kräftige Züge hat „der Büßende,“ und die altspanischen Romane sind ungemein glücklich behandelt; der frische Humor in den „Landsknechtsliedern“ scheidet sehr vortheilhaft ab gegen die elegische Weichheit in andern Gedichten, und zeigt, daß der Verf. noch immer mehr als einen Weg aus seinem Zauberkreise finden könnte.

In dem gemüthvollen Gedicht „Meinem Lothar“ kommt eine Strophe vor, die gewiß vielen Strebenden dieser Zeit aus dem tiefsten Herzen gesprochen ist:

„Gebrochne Pläne wirfst Du von mir erben,
Verwehte Klänge, halbe Melodien;
Erfolge, die schon im Erbtühen starben,
Und wenn ich sie erfassen will, entfliehen:
Dir sei ein glücklicheres Loos beschieden:
Den Fluch der Halbheit, o den kenne nie! ic.“

Bei dem Worte: Gebrochene Pläne, fällt uns das Fragment: „Junfer Ebbo Wittingau“ ein, und wir müssen nachträglich auf dieses schöne und nur zu kleine Stück Erzählung verweisen, welches von ungewöhnlicher Zartheit in Zeichnung und Färbung ist. Möchte Schücking dieses oder überhaupt ein erzählendes Gedicht vollenden! Wir glauben, daß er zu einer solchen Leistung den glücklichsten Beruf hätte; und gewiß Niemand wird sich von der Romantik abwenden, wenn sie ihren Stoffen nur Fleisch und Blut giebt, statt grade durch ihre Schattenhaftigkeit reizen zu wollen. —

Eine schätzenswerthe Beigabe ist die gelungene Uebersetzung der sibyllinischen Blätter von Samuel Taylor Coleridge.

VI.

Notizen.

Die anglikanischen Judenbekehrer. — Das europäische Gleichgewicht in Amerika. — Religiöse Bewegungsliteratur.

— Charakteristisch ist ein Brief, den eine englische Judenzeitung (das Jewish Chronicle) mittheilt. Dr. Marsh, aus Leamington, einer der eifrigsten Judenmissionäre, schreibt, in Erwähnung der protestantischen Ukase des Kaisers Nicolous, an den Redacteur des Jewish Chronicle: „Was die 30,000 Juden betrifft, die nach einer Meldung Ihres Blattes in Rußland zum Christenthume bekehrt worden sind, so gebe ich für 30,000 auf solche Art Bekehrte keine 30 Pfennige. . . . Wenn die Ersten Ihrer Nation sich mit einem Memoire an den Kaiser wenden wollten, so könnten sie vielleicht einige Abhilfe erlangen; . . . und wer wäre zu einem solchen Unternehmen geeigneter, als der fromme, eifrige und wohlwollende Sir Moses Montefiore? Gewiß, heutzutage werden Tausende von Christen mit ihnen petitioniren für die Freiheit ihres Volkes, und ich danke Gott dafür, daß sich die Zeiten so geändert haben!“ — Es ist nämlich die Rede davon, daß eine große, von Juden und Christen Englands unterzeich-

nete Petition zu jenem Zweck durch den britischen Gesandten in Petersburg eingereicht werden soll, und vielleicht dürfte der Czar dieselbe nicht so leicht hin abfertigen, wie die treffliche, von den Juden in Wien abgefaßte Schrift, die nicht einmal ihm selbst überreicht werden konnte, ja die ihm vielleicht gar nicht zu Gesicht gekommen ist.

— Das europäische Gleichgewicht soll jetzt gar in Amerika eingeführt werden, vorausgesetzt, daß es die Fankes erlauben. Das europäische Gleichgewicht, welches sich bei uns mit dem Uebergewichte Rußlands, der Theilung Polens, und der Gewichtlosigkeit Deutschlands verträgt, wird auch, jenseits des Oceans, keine Wunder wirken und kein fait accompli rückgängig machen. Es heißt, das Umsichgreifen der Union habe unsere Diplomaten besorgt gemacht. Frankreich und England wollen von jetzt an ein neues System befolgen, und Mexico aufhelfen, indem sie es in eine innigere Verbindung mit Spanien bringen. Zwei Ritter von der traurigen Gestalt, der eine blind, der andere lahm! Die werden einander viel helfen. Unsere abendländische Diplomatie ist ein Doctor, der am liebsten todte und halbtoote Patienten behandelt. Bevor man in den letzten Zügen liegt, ahrt er sich nicht, dann aber rüttelt und schüttelt er Einen, daß man lieber schon ganz gestorben wäre. Die russischen Diplomaten im Orient kämpfen nicht gegen die Natur und haben ein leichteres Spiel, weil sie ihre Patienten weder erhalten noch beleben wollen, sondern sie gern nur geschwind begraben möchten. Die westlichen Doctoren werden in Amerika wohl eben so geschickt sein wie im Morgenland. Seltsam spielen, bei der neu projectirten Politik, Diplomatie und natürliche Volkstrieb gegen einander. In England will das Cabinet, wie es sagt, die romanische Race Amerikas gegen die Propaganda der anglosächsischen Race schützen aus politischen Gründen, während das englische Volk sich heimlich über die Macht der anglosächsischen Republik freut. In Frankreich dagegen scheint die Politik des Cabinets naturgemäßer, denn sie will ein Frankreich verwandteres romanisches Volk gegen die Uebermacht des germanischen Stammes von Nordamerika schützen, während das Volk in Frankreich, aus politischen Gründen, für die anglosächsische Republik gegen die romanischen Spanier und Mexikaner ist. Im Grunde denken beide Parteien, Cabinette wie Völker, nur an ihre Interessen, nicht an Verwandtschafts- und Racensympathien. Wohl aber sorgt die Natur dafür, daß die Rasse zuletzt wieder auf ihre Beine fällt. Frankreich und England wollen Hand in Hand Mexico beschützen; welche Eintracht zwischen alten Erbfeinden! Die Hölle ist gepflastert mit guten Vorsätzen. Frankreich und England werden in Mexico nur einen neuen Kampfplatz für ihre eigenen Rangstreitigkeiten finden; statt das sinkende Reich zu erhalten, wird es sich nur um fran-

zösischen oder englischen Einfluß bei der mexikanischen Pforte handeln; und statt also die Vermittler zu spielen zwischen den beiden Haupt-
rassen Amerikas werden sie selbst in der neuen Welt den alten Kampf
zwischen denselben beiden Racen, deren Vertreter sie sind, fortsetzen.

— Seit einem Jahre sind in Deutschland, bloß über jene kirchlichen Erscheinungen, die in Sachsen und Brandenburg das Licht der Welt erblickten, vierhundert Broschüren und Bücher erschienen. Was im Ganzen und Allgemeinen in dieser Beziehung geschrieben und gedruckt worden ist, hat man noch nicht zusammengezählt, und die verschiedenen Kirchenzeitungen, so wie die zahllosen Spalten, die in anderen politischen und belletristischen Blättern den sogenannten religiösen Bewegungen geopfert wurden, sind dabei ebenfalls nicht in Anschlag gebracht. Zu positiven Resultaten ist man auch nicht gekommen, die deutsche Einigkeit und Freiheit hat keine großen Fortschritte dadurch gemacht, wohl aber muß man gestehen, daß Deutschland seine Stylübungen bei jeder Gelegenheit nach dem grandiossten Maßstabe anstellt. Und wenn ein barbarischer Omar einst über unsere alexandrinischen Bibliotheken kommen sollte, so wird er was haben, um tüchtig einzuheizen.

Be r i c h t i g u n g.

Gegen die Angaben unseres Wiener Correspondenten in No. 52. vor. Jahrgangs in Betreff einer zu Ehren des Kaisers Nicolaus veranstalteten Kunstausstellung ist uns von Wiener Künstlern, welche sich in jener Correspondenz gekränkt fanden, (obwohl sie unser Correspondent sicherlich nicht hat kränken wollen) eine Verwahrung und Berichtigung zugegangen, welche uns um so willkommener ist, als sie über den Zusammenhang der Thatsachen, den unser Correspondent mißkannt zu haben scheint, Aufschluß giebt. Die geehrten Einsender sagen: „Kurze Zeit vor Ankuft des russischen Kaisers in Wien faßten die Künstler den Beschluß, zu Ehren seiner Anwesenheit eine Ausstellung ihrer besten Leistungen als würdige Repräsentation vaterländischen Kunstvermögens zu veranstalten. Dadurch war schon einerseits bedingt, daß auch solche Werke aufgenommen würden, welche bereits Privatbesitz geworden waren; andererseits, daß sämtliche Werke der Ausstellung unverkäuflich wären. Denn es handelte sich um möglichst würdige Vertretung unserer Kunst, nicht um materiellen Gewinn. Als nun die Art und Weise der Ausstellung von den Künstlern festgestellt war, wandte ich ein aus ihrer Mitte selbstgewählter Ausschuß an das Präsidium der k. k. Akademie der bildenden Künste mit der Bitte um Erlaubniß, das Lokal und Material der jährlichen öffentlichen Ausstellung zu ihrem besonderen Zwecke benutzen zu dürfen. Das Präsidium gewährte mit dankenswerthester Bereitwilligkeit unter ehrenvoller Anerkennung der uneigennütigen patriotischen Absicht nicht nur das Ansuchen der Künstler, sondern erbot sich noch überdieß, die Kosten der Ausstellung zu bestreiten.“

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrá.